

PAUL DESELAERS

Alt werden, doch auch lebenssatt?

Chancen und Herausforderungen für alternde Seelsorger

Angesichts einer immer weiter bis ins hochbetagte Alter ausgedehnten Dienst- und Funktionserwartung an Seelsorger stellt sich auch die Frage nach der persönlichen Bewältigung dieses Lebensabschnittes. Dr. Paul Deselaers, Spiritual im Priesterseminar des Bistums Münster und Lektor am Ökumenischen Institut der dortigen Universität, widmet sich den spirituellen Grundlagen und Voraussetzungen für ein individuelles Reifen der Persönlichkeit, wodurch gerade ein altgewordener Seelsorger im biografischen Rückblick auf ein erfülltes Leben zur Bereicherung für andere werden kann. (Redaktion)

1. Alt und lebenssatt sterben?

Offenbar war es in der Geschichte der Menschen lange Zeit möglich, seine Identität in einem langen, erfüllten Leben zu finden. So erzählt jedenfalls die Bibel. Im Alten Testament, in den Erzählungen von den Patriarchen, heißt es mitunter: „Er starb, alt und lebenssatt“. So oder ähnlich wird von Abraham, von Isaak, von David, von Ijob und anderen (Gen 25,8; 35,29; 1 Chr 23,1; 29,28; 2 Chr 24,15; Ijob 42,7) notiert. Vom Tod wird eher nebenbei geredet, knapp, am Rande. Nicht, weil diese Menschen das Leben satt hätten oder lebensmüde wären; nein, in der Mitte steht vielmehr das satte Leben.

Alt ist dabei zunächst nur eine Bezeichnung, welche die Zahl der Jahre ausdrückt. *Lebenssatt* hingegen bezeichnet die Qualität dieser vielen Lebensjahre. In diesem Verständnis schließt der Tod von außen etwas ab, was von innen her, seinem Wesen nach, erfüllt ist. Und was ist diese innere Substanz? Zuallererst, dass dieser verstorbene Mensch sich auf seinen Lebenswegen in allem auf den lebendigen Gott bezogen hat. Weil er sich an ihn gebunden und darin Halt gefunden hat, werden auch das

Schwanken auf diesem Weg, die Irrwege und Umwege nicht verhehlt. Selbst auf Abwegen sind diese Menschen darauf gestoßen, dass sie vom Gott des Lebens getragen sind. Nicht eine vordergründig vitalistische Botschaft übermitteln sie im Sinne von: Ich habe alles erlebt, was man erleben kann. Nein, das mit Gott gelebte Leben hätte der Tod nie und nimmer in Zweifel ziehen können. Alt und lebenssatt zu sterben – das wird nur von den Großen im Volk Israel gesagt, von denen, die exemplarisch den nachfolgenden Generationen die Richtung des Lebensweges angeben: „Er starb, alt und lebenssatt“. Nirgendwo ist in diesen Lebensläufen davon die Rede, dass sie danach gesucht hätten, dem Altern und dem Todesgeschick nach einem langen Leben zu entgehen. Ihr Anteil war, das Leben mit Gott zu leben. Das war ihre Lebenserfüllung.

Wie das Leben, das der Tod zwar von außen abschließt, das aber doch in seinem Wesen von innen her Erfüllung hat, Kontinuität findet, damit von neuem Leben erzählt werden kann, das ist das Interesse all dieser Erzählungen. Wenn etwa vom Tod der Kinder erzählt wird, ist nicht der Tod an sich im Blick,

sondern das zerstörte Leben der Eltern (Gen 37,35; 44,29; 46,30), und zwar wie es an das Ereignis der Zerstörung anschließen und sich neu orientieren kann. Wie der Tod gesehen wird, liegt am jeweiligen Leben. Das, was sich an gelebtem Leben in der Todesstunde versammelt, entscheidet darüber, ob Menschen den Tod fürchten oder nicht. War das Leben mit seinem Auf und Ab im Letzten abgerundet, so ist das Sterben nur der letzte erfüllende Schritt auf dem Lebensweg. War das Leben vorrangig gestört, kann der Tod als Abbruch nachhaltig zum Thema werden – vor dem Tod für den Sterbenden, nach seinem Tod für die Angehörigen, die diesen Tod erlebt haben.

Nicht selten versammeln die sterbenden Patriarchen ihre Kinder und deren Familien um sich, um sie zu segnen (Gen 49; Tob 14,3). Im Angesicht der eigenen Familie wird der erfahrene Segen greifbar: Nachkommenschaft, die das Wirken des sterbenden Vaters verlängert und das Gedächtnis an ihn bewahrt; ein hohes Alter, das ein sinnvolles Leben abschließt, in dem der Lebenshunger gesättigt ist; vielleicht auch eigener Grund und Boden, der die Gabe des Lebens sichern hilft. Es scheint, als ob die so Sterbenden sagen: Siehe, es war gut!

Die Patriarchen segnen das Zeitliche. Dankbar schauen sie auf das, was auf ihrem Lebensweg, in der Zeit ihres Lebens geworden ist. Sie zeigen, dass Gottes Segen ihr Leben trägt. So geben sie den empfangenen Segen des lebendigen Gottes anderen weiter.

Das Zeitliche segnen – die Redewendung ist erhalten geblieben. Darin liegt eine Chance über die Zeiten hin. Nämlich, jeden Tag anzuschauen und in

ihm das eigene Leben anzuschauen, wie es ist, wie es war. Mit allem Geglückten und Zugekommenen, mit allem Bruchstückhaften und auch Misslungenen einverstanden werden und es gut sein lassen – im Angesicht des lebendigen Gottes. Er segnet unser Zeitliches, wie es ist und wie wir es versucht haben.

2. Beobachtungen zur Alterspyramide

Diese eine biblische Spur im Lebensverständnis der Bibel könnte eine Folie sein, auf der die Chancen und Herausforderungen des Alterns, speziell des Alterns von Seelsorgern sich erkunden lassen. Es ist ein nicht eindrücklich bedachtes Thema der Theologie und der Spiritualität, obgleich die nüchterne Situationsbeschreibung der Berufsgruppe der Seelsorger die Fragen um das Altern, den Alterungsprozess und das Leben im Alter drängend nahelegt.

Seit längerem wird die Alterspyramide der Priester in unterschiedlicher Weise reflektiert. Sie zeigt einen deutlichen Überhang bei den älteren Priestern.¹ Allein das in der erwähnten Studie ermittelte Durchschnittsalter im Bistum Essen liegt bei 59,7 Jahren. Persönlich (Jahrgang 1947) erlebe ich seit Jahren, wie ich im stetigen Älterwerden dem Durchschnittsalter der Priester in meinem Heimatbistum Münster immer nur in gemessenem Abstand auf den Fersen bleibe. Dieses Durchschnittsalter entspricht dem des Bistums Essen ziemlich genau. Daran kann ich unmittelbar die Altersentwicklung im gesamten Presbyterium ablesen. Im errechneten Durchschnittsalter werden allerdings die in den einzelnen Tabellen ablesba-

¹ Vgl. dazu: *Institut für Kirchliche Sozialforschung des Bistums Essen IKSE*, Im pastoralen Dienst 2000. Priester, Diakone, Laien im pastoralen Dienst des Bistums Essen. Eine statistische Information zur Situation und Entwicklung, Essen 2000, 15–31.

ren quantitativen Ausschläge nach oben und unten bei den unterschiedlichen Alterskategorien überdeckt und nivelliert. Je nach den Altersgruppen entlang der Altersschiene gibt es teilweise erhebliche Verschiebungen. Die zukünftige Situation wird im Blick auf das Gesamtbild eher weiter dramatisch, weil gerade für die jüngeren Altersgruppen eine deutliche Abnahme der Zahlen tätiger Priester zu verzeichnen ist. Diese komplexe Situation hat strukturelle und menschliche Konsequenzen ganz unterschiedlicher Art. Einerseits werden bei der abnehmenden Zahl der aktiven Priester Strukturen wie Pfarreverbände oder Seelsorgeeinheiten geschaffen, denen Priester nicht selten in einem Ensemble unterschiedlicher Mitarbeiter/innen vorstehen. Andererseits erfahren nicht wenige in einer entsprechenden Umschichtung der Aufgaben, in einem neuen Zuschnitt des Dienstes und in der Perspektive, bis zum 75. Lebensjahr hauptamtlich tätig sein zu sollen, eine Belastung aus dieser nicht abnehmenden Verantwortung; diese zehrt an der Lebensfreude und verdrängt auch nicht selten die Zeiten für das ausdrückliche geistliche Tun und die Erholung.² Auch der Seitenblick auf gleichaltrige Menschen in den Gemeinden, die ihren Ruhestand genießen und gestalten, bringt viele Fragen mit sich. Nicht selten sind manche Priester mit der Frage beschäftigt, ob sie Menschen sind, die als Persönlichkeiten mit ihrer Verkündigung und Existenz Sinn und Orientierung geben können. Sollen sie nur alt werden oder auch lebenssatt?

3. Wie denn lebenssatt werden?

Seit einem Jahrzehnt macht das Wort von der „Erfindung des inneren Menschen“³ die Runde. Darin wird eine Tendenz erkennbar, in der aus dem Suchen und Finden, vielleicht aus dem Wiederfinden des inneren Menschen, das vor allem mit Achtsamkeit zu tun hat, ein „Machen“ wird. Wie „wird“ nun ein Mensch, der als lebenskompetent erfahren wird? Wie kann es geschehen, dass jemand „lebenssatt“ sterben kann?

Viele Bemühungen um entsprechende hilfreiche Antworten gibt es in jeder Generation. Sie gehen oft von Beobachtungen aus, die sich auf Krisenphänomene richten, tragen Auffälliges zusammen und stellen dabei neue Fragen, die Wege weisen wollen. Die immer noch unabgeholte Frage etwa des umfangreichen Werks von Eugen Drewermann⁴ steht nach wie vor im Raum: Wieviel an innerer Substanz und Identität braucht jemand, um Priester sein zu können und als solcher einmal „lebenssatt“ werden zu dürfen?

In der derzeitigen Wahrnehmung erscheint ein Problembereich von besonderer Dringlichkeit. Oft wird er von außen mehr wahrgenommen als im Innenbereich der Kirche. Es ist mitunter die Koppelung von ausbleibender altersentsprechender Persönlichkeitsbildung und einem übersteigerten Erwählungsbewusstsein. Mischt sich diese Verbindung in die Entwicklungssituation, besteht die Gefahr, dass sich die Betreffenden in diesem übersteigerten Erwählungsbewusstsein über an-

² Vgl. Paul M. Zulehner, *Priester im Modernisierungsstress*. Forschungsbericht der Studie PRIESTER 2000, Ostfildern 2001, 177–204.

³ Vgl. Jan Assmann (Hg.), *Die Erfindung des inneren Menschen*. Studien zur religiösen Anthropologie, Gütersloh 1993; s. auch: Richard van Dülmen (Hg.), *Erfindung des Menschen*, Wien-Köln-Weimar 1998.

⁴ Eugen Drewermann, *Kleriker – Psychogramm eines Ideals*, Olten 1989.

dere Menschen erheben, weil sie die Grundbewegung der Erwählung noch nicht verstehen und einüben und sie damit verzerren. Denn Erwählung im biblischen Verständnis gibt es immer nur als Erwählung zu etwas, das den Menschen dient, nicht als Auszeichnung für die Erwählten selbst. Nicht selten spielt der missverstandene Gedanke der *Repraesentatio* bei diesem Erwählungsbewusstsein eine erhebliche Rolle. Er vermittelt dann nicht nur ein eingeschränktes Bild von Männlichkeit, das auch die Konturen eines individuellen Klerikalismus zeigt, der Privilegien beansprucht, ohne der innersten Dynamik des Dienens, der Gotteszeugenschaft und der Gedächtnisfeier Jesu Christi gerecht zu werden. Dieser Aspekt mangelnder menschlich-männlicher Entfaltung hat teil an den Problemstellungen dieser Zeit. Unter dem Stichwort „Individualisierung“ wird die Gestaltung der eigenen Individualität zum Ziel des Lebens erhoben. Das klingt attraktiv und hat in sich viel Notwendiges. Ein persönlicher Stil wird dabei als unabdingbare Forderung der Allgemeinheit auferlegt. Bis in die Sprache hinein wird dieser Stil wahrnehmbar. Man bittet nicht mehr um etwas, man „bekommt“ es, nicht selten von eindeutigen Gesten begleitet. Dahinter liegt, was der Soziologe Gerhard Schulze als inszenierte Individualität beschreibt.⁵ Was sich in äußerlicher Betrachtung wie Souveränität und geformte Individualität zeigt, erscheint bei näherer Betrachtung als eine Art Rolle in einem Theaterstück. Die Rollen können dabei durchaus konträr sein: Ändert sich der Zusammenhang, ändert sich auch die Rolle. Starke Wechsel sind dabei absehbar:

grandios und tragisch, Hauptrolle und Nebenrolle, übernommene und aufgedrängte Rolle usw. Was im Reiz der Vielfalt der zum Leben kommenden Persönlichkeitsanteile vorab verheißen ist, nämlich alles zusammenhalten zu können, tritt gerade nicht ein. Die Einheit des Vielen in der Person kann nicht wachsen. Diese heute gerne als „echt“ gesuchte und erlebte Einheit ist nicht leicht zu haben. Sie wäre die ersehnte Lebenskompetenz. Freilich setzt sie Werdeprozesse voraus, die sowohl der Introspektionsfähigkeit als auch der beharrlichen Seelenarbeit bedürfen.

4. Hilfen zur Identitätsbildung

Wovon werden solche Werdeprozesse am besten begleitet? Welche Hilfen zur Identitätsbildung bieten sich an? Zwei Elemente sind es, die nach meiner Erfahrung für die Identität eines jeden Menschen grundlegend förderlich sind. In der Jugendzeit der heute älter werdenden Seelsorger hat es sie ausdrücklich gegeben, freilich in einer Gestalt, die eher geistig-rational geprägt war und auch zu Einseitigkeiten geführt hat: nämlich Gesprächsbegegnungen und Ideale.

In den vielgestaltigen Erlebnissen und Begegnungen werden junge Menschen in Neuland geführt, das immer auch Angst macht. Die so oft beschworene Coolness der jüngeren Generation verbirgt ja entsprechende Verunsicherung und Entscheidungshemmungen. Wie sollen die zahlreichen Erlebnisse in ihrer Bedeutsamkeit verstanden werden, wenn sie nicht in einen Gesamthorizont des Lebens nach und nach einbezogen werden? Es braucht also eine Art

⁵ Gerhard Schulze, *Inszenierte Individualität – Ein modernes Theater*, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln 2001, 557–580.

von Dolmetschern, die auch unvermittelt nebeneinander Stehendes auf die je eigenen Fragen und Suchbewegungen hin zu hören, zu öffnen und zu verstehen vermögen; Dolmetscher, die nicht vorschnell Rezepte bieten, sondern die Ausdauer aufbringen, das Erlebnis-puzzle nach und nach mit den betreffenden Menschen im Zusammenhalten auch zusammenzufügen und in Berührung mit einem Gesamthorizont des Lebens zu bringen. Zur Identität gehört ja, dass der psychische Innenraum variationsreich strukturiert und entfaltet ist. So kann das Erleben gefördert werden, dass jemand nicht Spielball der jeweiligen Ereignisse ist, sondern Subjekt des eigenen Handelns werden kann. Von da aus erst kann der weite Weg zur Selbstwerdung beschritten werden, der im christlichen Sinn nicht einen Selbstentwurf meint, sondern ein Heraushören dessen, was schöpfungsentsprechend in mich hinein gelegt ist, was nach und nach herausgebildet werden soll. Dazu bedarf es eines begleitenden Gegenübers; dieses kann helfen, das Vielerlei des Lebens als Zusammenhang verstehen zu lernen. Dann liegt eine orientierte Suche nach der gottgewollten eigenen Lebensgestalt nahe.

Die zunächst unstrukturierte Vielfalt alltäglichen Lebens braucht Unterscheidungs- und Ordnungshilfen. Darauf richtet sich eine tiefe Sehnsucht wohl jedes Menschen, der in neue Lebensphasen hineinwächst. Wer hilft, Erstwichtiges von Sekundärem zu unterscheiden? Werte und Ideale tragen dazu bei, die Vielzahl von Erlebnissen

ordnen zu lernen, bestimmte Seiten im eigenen Leben zu entdecken und ihnen angemessenes Gewicht zu geben. Die Verwirklichung von Werten lebt von personal bestimmten Beziehungen und Vollzügen, in denen sie realisiert und schließlich weitergegeben wird. Je mehr das Leben sich je neu in Ordnungen einbinden lässt, um so kraftvoller kann der eigene Weg gegangen werden, kann das Leben sich entwickeln.⁶ Streng geordnete personale Angebote und ein System von Werten haben die älter werdenden Seelsorger erlebt. Viele haben Mannigfaches darin erfahren und sich zu Eigen machen können. Sie leben mit dem Gefühl, eine eigene Identität zu haben. Heute braucht es wohl eine beweglichere Gestalt in den beiden Elementen, in den Gesprächsbegegnungen und bei den Idealen. In beiden wird der Wegcharakter deutlich betont. Denn die Wege sind komplexer und weiter geworden in einer stark ausdifferenzierten Gesellschaft.

5. Begegnung mit der Wahrheit des Lebens

Wenn Wege verkürzt werden, wenn Wegbemühungen geleugnet oder ausgeblendet werden, zeigen sich schließlich nach geraumer Zeit die Folgen. „Es gibt auf dem Reifungsweg zum Alter zwei Gefährdungen, die dem Prozess der Lebenswahrhaftigkeit entgegenstehen: die Erstarrung, Verfestigung (Gesetz, Verkopfung, Ritualismus, Absicherung) und die Auflösung (Ordnungslosigkeit, Unzuverlässigkeit, Konturlosigkeit, Haltlosigkeit).“⁷ Die

⁶ Zu einem Königsweg der Identitätsbildung, in dem die unterschiedlichen Erfahrungsebenen zusammenkommen, und der gleichermaßen das personale Angebot wie auch die ausrichtenden Werte vermittelt, vgl. zum Beispiel *Peter Köster/Hermann Andriessen, Sein Leben ordnen. Anleitung zu den Exerzitien des Ignatius von Loyola*, Freiburg-Basel-Wien 1991.

⁷ *Johannes Bours, Ich werde ihm den Morgenstern geben. Worte für den Lebensweg*, hg. von *Paul Deselaers*, Freiburg-Basel-Wien 1988, 120f.

Stichworte zur Beschreibung der Gefährdungen erinnern wohl hinreichend an konkrete Lebensgestalten. In der Mitte dieser beiden Straßengräben geht der Weg, der lebendiges Leben verheißt. Zwischen den „Straßengräben“ des Sich-festhalten-wollens und des Sich-gehenlassens als den inneren Motiven von Erstarrung und Auflösung baut sich eine Spannung auf, in der das Angebot erwächst, sich selbst noch einmal anzuschauen, um zu einer Wertschätzung des gelebten Lebens und zugleich zu einer Relativierung dessen zu finden, was sich im Leben entwickelt hat. Was kann schon vorher dazu verhelfen, dass eine gute Spannung entsteht?

Eine erste Hilfe kann darin bestehen, die eigene Lebensgeschichte in den Blick zu nehmen und zu ihr stehen zu lernen. Alltäglich lässt sich beobachten, wie Menschen geradezu sehnsüchtig jemanden suchen, der oder die aufmerksam zuhört und Anteil nimmt an der erzählten Lebensgeschichte. Offenbar wird im Erzählen die Anerkennung des Lebens gesucht. Im Sich-mitteilen möchte jede und jeder erfahren, dass das eigene Leben Bedeutung hat. Rückblickend möchten Menschen ihrem Leben im Erzählen eine Deutung geben. Dabei kommt Geglücktes und Missglücktes zutage, Leichtes und Schweres, Erlebnisse, die Befreiung und Verwicklungen nach sich gezogen haben. Die unverwechselbare Lebensgeschichte mit ihren oft so vielschichtigen Hintergründen will ernst genommen werden. Dazu gehört auch, sich im Erzählen der schuldhaften Seiten des Lebens

und dem Schmerz der bitteren Selbsterkenntnis auszusetzen. Die kirchliche Tradition spricht in diesem Zusammenhang von der Läuterung des Lebens, die Tag für Tag geschehen kann und darin eine kostbare Hilfe birgt, wenn sie erschlossen wird.⁸ Letztlich ist das Erzählen und Erwägen der Lebensgeschichte die Suche nach dem, wie Gott mich sieht, wie ich vom Wesen her gemeint bin – im Angesicht dessen, was geworden ist. Genau darin geschieht die Suche nach dem Vertrauen, dass ich als der, der ich geworden bin, erwünscht bleibe. Wenn ich zu meiner gewordenen Lebensgestalt stehen kann, wirkt schon das immer auch ersehnte Vertrauen, mich fallen lassen zu können in den hinein, der der Gott des Lebens ist. Dazu bedarf es einer Zuversicht, die immer wieder aufgesucht werden will und immer wieder beginnt, sooft auch alles zu versagen scheint. Hierin kann sich ein Lebenszeugnis verwirklichen, das Martin Buber einmal so verdichtet hat: „Altwerden ist schön, wenn man nicht verlernt hat, was Anfangen heißt.“

Eine zweite Hilfe liegt in der Antwort auf die Frage, ob ich mich von bisherigen Aufgaben lösen kann. Die Antwort entscheidet mit darüber, ob sich die Selbstannahme in der Weise ereignen kann, ja zu sich zu sagen als zu jemand (von Gott längst) Bejahtem. Gerade die hohe Identifikation mit einer Aufgabe oder einem Amt birgt die Gefahr in sich, nicht zur Relativierung der eigenen Lebensgestalt zu kommen. Das Sich-lösen-können würde darauf verweisen, dass es keine uneingeschränkt-

⁸ Vgl. dazu auf dem Hintergrund der Sozial- und Humanwissenschaften die eindringlichen Reflexionen von Dorothea Sattler, *Vollendung unserer Lebenszeit in schmerzlich heilender Gottbegegnung. Römisch-katholische Zugänge zum Geschehen der eschatologischen Läuterung, und dies., Selbstthematization im Selbstgericht. Zur Rezeption der Biographieforschung in der Eschatologie, jeweils in: Dies., Aufgebrochen. Theologische Beiträge, Mainz 2001, 151–162; 195–208.*

te Geltung der Tätigkeiten gibt, dass vieles wie eine Außenseite des Lebens erscheint. Herauszufinden, was ihr auf der Innenseite entsprochen hat und jetzt entspricht, ist eine Chance des Alterns. Von daher suchen im Blick auf die lange offizielle Dienstzeit bis zur Vollendung des 75. Lebensjahres nicht wenige Seelsorger nach einem früheren Wechsel in eine nicht mehr allein- oder hauptverantwortliche Tätigkeit. Vielen fällt es nicht leicht, über Jahrzehnte hin geübte Aufgaben zu lassen oder auch Anerkennung bringende Dienste in die Hände anderer, jüngerer Kollegen zu legen. Gelingt es jedoch, so erfahren viele, dass in ihnen an der Innenseite etwas gewachsen ist, das von Menschen gesucht wird – wie Echtheit, Wertschätzung, Einfühlung, Zuhören, Geduld, Gelassenheit.

In diesem Prozess liegt eine dritte Hilfe: nämlich von Jüngeren auch zu lernen und lernen zu wollen. Dass Jung und Alt zunehmend mehr in Kontakt kommen, ist nach längerer Isolierung der Lebensbereiche von Jung und Alt ein durchaus neu entdecktes Anliegen der Gesellschaft. In den christlichen Gemeinden ist es immer praktiziert worden. Wenn unterschiedliche Lebensgruppen sich füreinander öffnen, kann das Interesse aneinander wachsen, und man lernt, sich mit neuen Augen zu sehen. In vielen Familien gibt es in allen Lebensaltern bewegende Erfahrungen im Zusammensein von Eltern und Kindern, von Großeltern und Enkeln. Manche Pfarrer im mittleren Lebensalter sind dankbar, wenn sie mit einem älteren und einem jüngeren Mitbruder in Teilbereichen leben und arbeiten können. Vielleicht könnte gerade bei den älteren Priestern das Erwachsensein in jenes Stadium getreten sein, in dem es nicht nur darum geht, Variationen in Lebensentwürfen anderer zu

ertragen, sondern sich darüber und daran zu freuen. Hier wäre Lebenserfahrung zu bergen und zu entfalten, obgleich gesellschaftlich die Autorität des Alters und sein natürlicher Vorrang vor der Jugend sich aufzulösen scheinen. Die Beziehungen zwischen den Generationen dürften zunehmend nicht mehr durch gesellschaftliche Regelabläufe gestützt und geschützt, sondern dem freiwilligen und aufmerksamen Wollen und Können von Alten und Jungen anheim gegeben sein. Gerade hier könnten die älteren Menschen, die lernen wollen, in einem aktiven Ruhestand die eigene menschliche Ergänzungsbedürftigkeit zeigen und darin von den Jüngeren mit ihren Erfahrungen, mit ihrer Weisheit wahrgenommen werden. Diese Weisheit verweist darauf, dass der Wert unseres Lebens und die Würde unserer Person tiefer verankert sind als in Leistung und Produktivität. Im Altern kann das Fundament des Lebens sichtbar werden. Auf ihm kann das Lernen von anderen Weisen des Lebens am besten gedeihen, ohne Angst, das eigene Leben würde deshalb abgewertet.

6. Gabe und Aufgabe der älter werdenden Seelsorger

Eine Erwartung, die unausgesprochen an alte Menschen ergeht, ist gewiss, dass sie den Idealen der Jugend, von denen sie vielleicht erzählen, treu bleiben, dass zumindest der rote Faden erkennbar bleibt, und dass sie ihre Versprechungen der Jugendzeit einlösen. Das gilt speziell für Seelsorger, die im Wort dem Ideal auf der Spur sind. An den älteren und alten Menschen soll ja ablesbar werden, was ‚echt‘ ist, was ihr Leben unverwechselbar gemacht hat. Auf der anderen Seite gibt es ein vitales Interesse an Lebenskonturen, wel-

che die Bruchstellen des Lebens ernst nehmen, die den Schein großer, hohler Worte durchbrechen und zur Erprobung anbieten, was sich ihnen selbst zu einer lebbareren Ordnung geöffnet hat. Glaubhafte Lebensmodelle werden als Hilfe ersehnt, um die eigenen schöpferischen Kräfte wecken und bewusst gestalten zu können. Wer würde mehr Signale geben, das bei ihnen finden zu können, als älter werdende Priester?

Woran entzündeten sich denn heute biografische Aufbrüche junger Menschen? Wenn ich die letzten dreißig Jahre bedenke, so hat sich etwas deutlich verlagert. Nicht so sehr die Auseinandersetzung mit Gedachtem oder die konsequente Achtsamkeit auf eine transparente Lebenspraxis – das gibt es alles auch –, sondern Erfahrungen von wohltuenden und zugleich infragestellenden Beziehungen haben die größte Schubkraft. Oder Gruppenerlebnisse etwa in geistlichen Gemeinschaften, aus denen nicht selten eine Regel des Lebens erwächst. Sie kann sich in der Betrachtung des Lebens zeigen und durchaus viele Seiten des Evangeliums neu erschließen. Echte Beziehungen in Offenheit können helfen, den eigenen ‚gegebenen Weg‘ suchen zu wollen und zu finden. Als Korrektiv zur Betonung der Weltgeschichte erscheint die Entdeckung der persönlichen Lebensgeschichte, der Biografie als brennendes menschliches und geistliches Problem.

Hier könnte das Geschenk, das die alten Seelsorger sind, in den Blick kommen. Was einerseits von den nachfolgenden Generationen ersehnt wird, könnte damit zur Aufgabe der älter

werdenden Menschen und Priester werden. Dreifach soll dieser Zusammenhang beleuchtet werden.

Dankbarkeit

Ein Erstes: Ob jemand mit seinem Leben einverstanden ist, mit dem Hellen und dem Dunklen darin, dem Freudvollen und Schweren, mit Glück und Leid, das prägt sein Altsein. „Meine Wege habe ich dir erzählt und du hast mir geantwortet. Lehre mich deine Gesetze“ (Ps 119,26). Der so betet, hat seinen Weg nicht als Besitz, er zitiert keine Gebote, die Sicherheit verraten würden. Vielmehr sinnt er nach, erzählt und wächst so neu hinein in das Geschehen seines Lebens. Er ist erfasst, er moralisiert nicht. Er stellt dar, was sein Leben ausmacht: Licht empfangen zu haben in dunkler Nacht; vom Weg in den Wegen angezogen gewesen zu sein in einer Welt, die unüberschaubar ist; persönlich Antwort gefunden zu haben unter allen gesprochenen Worten. So um sich zu wissen, kann den Blick für eine Grundgegebenheit öffnen, dass nämlich das Leben einer jeden und eines jeden lebt vom Leben der anderen, von der Zeit, von Hilfestellung, von Beziehung, von Sinngebung, von den Gaben der lebendigen Schöpfung.⁹ Wem das aufgeht, wer das in konkreten Geschehnissen, ja in den unterschiedlichen Lebensstufen bestätigen kann, wird als angemessene Antwort darauf die Anerkennung in Gesinnung und Tun geben, den Dank. Nicht als zwangsläufige Reaktion auf ein notwendiges Gesetz, sondern als freiwilliges Empfangen und Geben, das immer in einen Beziehungszusam-

⁹ Im Gottesloblied 620 wird der Lebensaustausch zwischen Gott und Mensch christologisch als die ganze menschliche Existenz bestimmend und verwandelnd gefasst, wenn von der Grundbeobachtung her entwickelt wird: „... der eine lebt vom andern, für sich kann keiner sein. Geheimnis des Glaubens: im Tod ist das Leben.“

menhang eingebunden ist. Dank ist nur lebendig und hat nur Sinn in einer lebendigen Beziehung.

Wie kommt diese zustande? Es ließe sich zuerst fragen, ob diese Beziehung nicht höflich auf einer oberflächlichen Ebene erkaufte werden kann, indem man übersieht, wenn und wo der unendliche Wert eines jeden Lebens missachtet wird. Wenn Leben bedroht, verschüttet, zerstört wird, lässt sich das letztlich nicht analysieren. Vielmehr ist die Primärreaktion das Klagen. Klage und Dank haben gemeinsam, dass sie das Leben unendlich bejahen und zugleich suchen, wo der ist, der das Leben gibt. Zudem: Dank kann nicht erzeugt werden. Er ist freiwillig und spontan. Er lebt von einer Absichtslosigkeit. Das macht ihn so gewinnend und echt. Darin empfängt der Dank eine Stärke, die dankbare Menschen von jeder irdischen Instanz frei macht. Dank sammelt solche Menschen und hilft beim Zusammenwachsen von Menschen.

Woher kommt also der Dank und wie wächst die Dankesbeziehung? Mir scheint, dass zwei Elemente grundlegend sind. Einmal: Wir Menschen finden uns vor als uns selbst vorgegeben und müssen uns dazu verhalten. Ich kann das hinnehmen, dass ich da bin, und alles als Zufall bezeichnen oder in der Existenz selbst und in allem Tun nur die Vergeblichkeit sehen. Die andere Möglichkeit ist, meine Existenz und alles Geschehen als Anfrage an mich zu sehen, auf die nur ich selbst eine Antwort geben kann. Hier stelle dann nicht mehr nur ich Fragen, ich werde gefragt. Ich selbst bin es, der Antwort mit seinem ganzen Leben, mit seinem Fühlen, Wollen, Denken und Handeln geben muss. Die Entdeckung dieser Frage-Antwort-Situation kann für den Glauben an den Gott des Le-

bens öffnen. Dann ist meine Antwort gefragt, und sie zeigt sich als Dank und Klage.

Ein zweites Element: In jeder Arbeitsgruppe etwa bin ich letztlich ersetzbar. Sachfragen können viele entsprechend behandeln. Wo ich jedoch persönlich gefragt bin, werde ich als unverwechselbare Person angesprochen: als Mann oder Frau und damit als Sohn oder Tochter dieser und keiner anderen Eltern, mit dieser ganz eigenen Lebensgeschichte, mit bestimmten Körpermerkmalen, mit manchen Talenten und auch neurotischen Zügen aus nicht zur Geltung gekommenen Lebensmöglichkeiten. In diesem unverwechselbaren Leben, von dem es kein Duplikat gibt, und in diesem unverwechselbaren Tod, den niemand sonst erleidet, vermittelt sich die Stimme Gottes. Wo sie sich meldet, wo sie die Frage stellt: Wo bist du, Adam? Wo bist du, Eva?, da beginnt der Dialog, die Beziehung zu Gott. Sie wartet auf meine Antwort in Dank und Klage, ohne sie zu erzwingen. Vielleicht legt sie sich um so eher nahe, je genauer ich das/mein Leben betrachte und mich erinnere, je mehr ich die Widerfahrnisse meines Lebens auslote.

Hier liegt wohl die Möglichkeit und die Aufgabe älterer Priester: als Menschen, in denen der Dank wachsen konnte, eine Freiheit zu leben, welche die Grunddimensionen der Gott-Mensch-Beziehung nahe kommen lässt. Zumal sie den großen Dank in der Eucharistie feiern, den Lebensaustausch Gottes mit den Menschen.

Humor

Ein Zweites: Wo Humor lebt, lassen Menschen sich gerne nieder. Wem es geschenkt ist, daran glauben zu können, von Gott gewollt zu sein, sich bejahen zu können als bejaht und den

Weg gebahnt bekommen zu haben in das unendliche Leben (Hebr. 2,10; 12,2), für den wird der Humor zu einer Gabe, die zu seinem innersten Wesen gehört. Dem Humor wohnt ein tiefer Ernst inne, und gleichzeitig verbinden sich in ihm menschliche Weite und Weisheit. Ein humorvoller Mensch verurteilt und erniedrigt nicht, er stellt sich an die Seite eines Menschen und gibt ihm Entlastung, indem er versöhnlich auf das Menschliche und Allzumenschliche schaut – in der Bereitschaft, über sich selbst zu lachen. Im Humor bleibt die Zuneigung zum Menschen erhalten, der Schwächere wird geschützt vor den Stärkeren, die entwaffnend in die Situation hineingeholt werden. Der Mensch zählt, und zwar der konkrete, der unvertauschbare, der jetzt da ist. Damit ist auch gegeben, dass der Humor um die Brüchigkeit des Lebens weiß. Gerade da liegen seine christlichen Wurzeln, wo er gütig und weit bleibt. Humor verletzt den anderen nicht und schmälert nicht die Würde eines Menschen, im Gegenteil. Er kann Festgefahrenes aufbrechen und etwas zum Vorschein und ans Licht bringen, was verborgen war.

Humor entwickelt sich in der Schule des Lebens.¹⁰ Man kann ihn nicht machen, wohl jedoch sein Wachstum fördern. Humor lebt von der Leidenschaft zum genauen Wahrnehmen und vom Blick hinter die Kulissen. Er widersteht der Versuchung zur flüchtigen Begegnung und entdeckt, dass er in allen Fragen des Lebens nicht leichtfertig ist. Wem etwas auffällt, der braucht einen langen Atem, um das Auffällige anzuschauen und im Erstaunlichen sich selbst überraschen zu lassen. Der Humorvolle weiß, dass er jemand ist, doch

nicht alles. Er freut sich an Variationen. Deshalb ist es ihm nahe, alles im Licht Gottes anzuschauen. Darin lässt sich ja entdecken, dass das Leben bunt und „schön“ ist, nämlich Anteil hat an der über alle Maßen großzügigen Liebe Gottes, die nicht rechnet und nicht abrechnet.

Ein Seelsorger ist in einer unvergleichlichen Schule des Lebens. Ist er älter geworden, könnte zu den Früchten seines Dienstes auch der Humor gehören. Er reift von früh an und will im Blick behalten sein.

Weisheit

Ein Drittes: Kaum eine Geburtstagsfeier gibt es bei älteren Menschen, auf der nicht „Weisheit“ gewünscht wird. Als ob hier ein Mangel gespürt würde, der Sehnsucht entzündet. Hier kann die biblische Weisheit Lebensräume eröffnen. Sie leuchtet beglückende und schmerzliche Ereignisse des Lebens aus und sucht daraus Erfahrungen zu sammeln. Es gibt sie nicht in Büchern, anschaulich wird sie vielmehr in gelebtem Leben, in Personen, in ihren lebensgeschichtlichen Ereignissen. Weise Menschen fragen unnachgiebig, was Leben ist, sie probieren es, sie stehen auf, sie beginnen neu. So sehr in aller Unübersichtlichkeit die Suche nach Orientierung für das eigene Leben im Vordergrund steht, so sehr ist die biblische Lebensweisheit immer sowohl auf die menschliche Gemeinschaft als auch auf den geheimnisvoll tragenden Grund und Hintergrund von allem ausgerichtet, den lebendig anwesenden und wirksamen Gott. Je mehr es möglich wird, das Leben sensibel und genau zu beschreiben, desto mehr nähert sich der, dessen Antlitz durch alle

¹⁰ Vgl. dazu: Peter Bukowski, *Humor in der Seelsorge*. Eine Animation, Neukirchen-Vluyn/Wuppertal 2001.

Mit Einsamkeit umgehen



Einsamkeit, eine der grundlegenden Leiderfahrungen unserer Zeit, wird hier unter Berücksichtigung humanwissenschaftlicher Erkenntnisse in den Fragehorizont der Theologie gestellt.

Aus der Sicht der Moraltheologie werden alttestamentliche Gestalten auf gültige Antworten für die Christen von heute befragt. Mit Hilfe der modernen Literatur als Seismograph der Einsamkeit unserer Zeit werden sie in ihrer Beispielhaftigkeit für die Lebensgestaltung des Menschen von heute aufgezeigt.

In der Rezeption alttestamentlicher Gestalten spiegelt sich oft auch die Ratlosigkeit moderner Dichtung. So wird der Leser zurückverwiesen auf das Wort Gottes selbst als Quelle für ein gelingendes Leben.

Josef Köhler

Einsamkeit und gelingendes Leben

**Eine biblisch-moraltheologische
Auseinandersetzung**

336 Seiten, kart.

€ (D) 39,90/sFr 67,50

ISBN 3-7917-1798-7

Verlag Friedrich Pustet

D-93008 Regensburg



Lebensumstände hindurch schimmert: der lebendige Gott. In der Suche nach ihm und in Beziehung zu ihm gilt: „Weisheit wächst ... aus Liebe, Leid und Gebet...“¹¹.

Wächst ein älter werdender Seelsorger in die Grundbewegung dieser drei Hal-

tungen hinein, leuchtet eine Persönlichkeit auf, die anziehend sein wird und mithilft, dass die Verheißung Jesu Christi wahr wird: „Und alle werden Schüler Gottes sein. Jeder, der auf den Vater hört und seine Lehre annimmt, wird zu mir kommen“ (Joh 6,45).¹²

¹¹ Vgl. dazu: Paul Deselaers, *Lebensweisheit aus der Bibel. Biblische Frauen und Männer – Inspiration für heute*, Freiburg-Basel-Wien 2002, 197.

¹² Zu einem der Schrift und der Tradition entsprechenden Amtsverständnis auch im ökumenischen Kontext vgl. Dorothea Sattler, *Zum römisch-katholischen Amtsverständnis*, in: *Dies., Aufgebrochen* (vgl. Anm. 8), 55–71; *dies., Die Sakramentalität des kirchlichen Amtes. Ökumenische Anliegen*, in: Sabine Demel/Libero Gerosa/Peter Krämer/Ludger Müller (Hg.), *Im Dienst der Gemeinde. Wirklichkeit und Zukunftsgestalt der kirchlichen Ämter*, Münster 2002, 49–65.